Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 13. Bromberg, den 18. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

Erste Station.

Ein lateinischer Straßenbahnschaffner, ein alter Knabe und ein Herr in Kurzschrift.

1.

Jenny Wichler, das einzige Kind armer, aber reinlicher Eltern, erwarb ihr Taschengeld von sechzig Goldmark monatlich bei der Firma Görlitzer und Doppelmann in der Budapester Straße zu Berlin. Dieses Unternehmen vermaß sich in Prospekten, Firmenschildern und Briefköpfen, das Neueste an Nouveautés in Robes et Manteaux liefern zu können, dessen der Geschmack von übermorgen fähig sei. Betrat man die Geschäftsräume, so kam man zuerst in einen kleinen Gang, dessen Wände einige sehr gute Ölgemälde zierten, die je nach der gerade herrschenden Kunstrichtung ausgewechselt wurden. Vor zwanzig Jahren hatte die Firma mit einem echten Liebermann angefangen. Heute sah man bereits Kopien von Picasso.

Außer diesen Erzeugnissen einer ständig wechselnden artistischen Laune ward der kleine Gang nur noch von einem Groom bewohnt, der eine Boy-Uniform aus resedafarbenem Ledertuch trug. Auf den Knöpfen, die das Frontispiz alleeartig schmückten, war kunstvoll verschlungen das Monogramm von Görlitzer und Doppelmann zu sehen. Der Groom hatte eine silberbetreßte Kappe auf dem Kopf. Trat ein Kunde ein, so nahm er das Käppi ab, schloß die bronzene Tür lautlos und geleitete den Besucher mit den vollendeten Manieren eines Attachés oder eines gewöhnlichen Abteilungsleiters nach hinten, wo der Fahrstuhl harrte. Mehr hatte der kleine Groom nicht zu tun, und es war für ein so großes Unternehmen eigentlich recht wenig.

Den Fahrstuhl bediente Herr Löwe. Er war schlank, grau und gut gewachsen, und trug das Eiserne Kreuz erster Klasse auf der linken Seite seiner gleichfalls resedafarbenen Uniform. Seine Kopfbedeckung war stilistisch einer Militärmütze angeglichen und hatte sogar eine Kokarde. Sah man näher hin, so war auch sie nur das Monogramm von Görlitzer und Doppelmann. Herr Löwe mußte die Kunden militärisch grüßen und sodann im Fahrstuhl, einem lautlos gleitenden Wunder aus Kirschholz und Spiegelglas mit rotgepolstertem Bänkchen, in die erste Etage befördern, den sogenannten „Empfang", in die zweite, den „Teeraum", in die dritte, „Anprobe" genannt, oder in die vierte, die auf den Namen „Verwaltung" getauft war. Zur fünften Etage, wo die Wasch- und Unterkunftsräume des Personals lagen, führte der Fahrstuhl nicht mehr.

Im ersten Stock waltete Frau von Cornelius und Herr Stropp ihres Amtes als leitende Direktoren. Frau von Cornelius, eine Vierzigerin mit wundervoller Figur, je nach den Vorschriften der Mode in Farbe und Schnitt wechselndem Haar, mit vollendeter Dezenz gekleidet, durchschaute mit ihren grünen, von Atropin glänzenden Augen die geheimsten Wünsche jeder Kundin und gab in einer Art Code-Sprache telephonisch die entsprechende Auskunft nach oben in den Teeraum. Herr Stropp war ein Idiot und mit der Großtante der zweiten Frau von Herrn Görlitzer junior weitläufig verwandt. Nachdem es ihm nicht einmal in der wildesten Inflationszeit gelungen war, 25 Faß beschlagnahmtes Benzol aus dem Loch im Westen den Verbrauchern im Osten zuzuführen, war seine Familie an ihm verzweifelt und Herr Görlitzer junior hatte ihn aus Gnade mit 150 Mark monatlich und dem Titel „Direktor" in den „Empfang" gestellt, wo er nach dem höhnischen Ausspruch Herrn Löwes „Bücklinge verkaufte", d. h. vor den Kunden ein Buckerl machte und im übrigen lethargisch dahinlebte. Seit der Benzolgeschichte hatte ihm Herr Görlitzer das verwandtschaftliche „Du" entzogen, und zwar vor versammelter Familienmannschaft, ein strafender, aber gerechter Gott. Doch schenkte er ihm seine abgelegte Garderobe, und da Herr Görlitzer junior dauernd Garderobe ablegte, machte Herr Stropp äußerlich einen guten Eindruck.

Das Zentrum der Firma lag im „Teeraum". Dort wurden den Kundinnen zu Tee, Likör, Sandwiches, Zigaretten (was allen subkutan mit in Rechnung gestellt wurde) die neuesten Schöpfungen, die „Créations" vorgeführt. Der Teeraum war eine Bonbonniere aus Samt und Seide. Man sah es, daß die Ludwige von Frankreich nicht umsonst gelebt hatten, am Stil der Möbel, die den Teeraum schmückten. Neben Bouletischchen, großen Sesseln Louis-Quinze, zierlichen Taburetts und Stühlchen Louis-Quatorze glänzten die barocken Formen Ludwigs des Sechzehnten. Gobelins zierten die Wände, Schäferspiele, spinnendünne Hündchen, galante Tändeleien darstellend. Ein dicker köstlicher Teppich aus zartrosa Seidensamt dämpfte jedes Geräusch. In Manneshöhe umgaben funkelnde Spiegel den Raum, der im Winter mit einbrechender Dunkelheit aus einem herrlichen Glaslüster erleuchtet wurde. Unsichtbar spielte ein erlesenes kleines Orchester die neuesten Schlager und bei der Vorführung von Créations über 800 Mark ein Potpourri von Puccini. Originalschöpfungen aus Pariser Werkstätten wurden durch Darbietungen von Massenet, Delibes, Saint-Saëns und Bizet geehrt.

Die Vorführung selber geschah durch wunderschöne, verwirrend schlanke, junge Damen, deren verblüffendes körperliches Training ihnen gestattete, jede Feinheit des jeweiligen Kleidungsstückes faszinierend zur Geltung zu bringen. Es war vorgekommen, daß Kundinnen ohnmächtig zusammenbrachen, wenn sie, von einer Robe in Trance versetzt, nach dem Preise fragten. Nicht wegen der Höhe, sondern weil sie das Geld nicht hatten.

Zu den schlanken Damen, auf deren zarten Schultern der Weltruf von Görlitzer und Doppelmann vorgeführt wurde, gehörte auch Jenny Wichler, und Frau Grebitz, die Leiterin der Modenschau, weissagte ihr eine große Zukunft. Wer Jenny sah, mußte ihr recht geben. Ihr Wuchs war schlechthin klassisch — im modernen Sinne. Nun, dafür konnte sie nicht. Neben einer guten Veranlagung sorgte die schmale Küche, die Mama Wichler aus finanziellen Gründen führen mußte, schon dafür, daß Fettansatz vermie-

den wurde. Wofür aber Jenny konnte, das war die Grazie, mit der sie sich zu geben verstand. Keine einzige der 16 Probierdamen von Görlitzer und Doppelmann hatte auch nur annähernd so feine spielerische Bewegungen, keine imitierte den nachlässig-raffigen Gang beurlaubter Herzoginnen so täuschend, keine verstand es, den glatten Bubikopf so dauerhaft liebenswürdig auf dem Halse zu tragen, dessen mattschimmernde Weiße fehlerlos war wie die feine Email-Malerei des Teints. Und schließlich verfügte keine über die zierliche Anmut der Hände wie Jenny. Sie war, alles in allem, ein Bijou, und wenn es galt, eine ganz besonders verwöhnte Kundin geneigt zu machen, dann mußte Jenny „schreiten", wie Frau Grebitz das nannte. und der Kauf wurde meistens bald geschlossen. In den Personallisten der Firma stand hinter Jennys Namen ein dreifacher Baedekerstern, und Herr Görlitzer junior hatte sie für eine Gehaltserhöhung vorgemerkt, ohne sich allerdings über den Zeitpunkt bindend zu verpflichten.

Was aber Jenny in Wahrheit hoch über ihre Kolleginnen hob, war ihre Tugend. Die Tochter des alten Feldwebels, der an den Folgen des Krieges verstorben war, und nicht nur in seiner Abteilung, sondern auch in seinem Hause eiserne Zucht geübt hatte. Je hübscher seine Tochter wurde, desto strenger wurde der Alte. Er pflegte zu sagen, für ein häßliches Weib sorgt Gott, für ein hübsches die Backpfeife. Es gab Zeiten, wo Jenny sich lieber der Fürsorge Gottes anvertraut hätte, denn die väterliche Handschuhnummer betrug für Paradeglacés 9½. Die nächste Nummer war bereits Fußsack.

Verfehlt und den Charakter Jennys herabsetzend aber wäre es, wollte man die Grundsätze unserer Heldin nur auf Konto der Erziehungskünste des Feldwebels setzen. Ein russisches Sprichwort sagt: „Schlag den Bär, so beißt er doch!" Und es ist nicht zu bezweifeln, daß Jenny trotz allen väterlichen Backpfeifen gebissen, oder richtiger angebissen hätte, wenn sie nicht von jeher eine tiefinnerliche, ihrem ausgeprägten Reinlichkeitsempfinden angepaßte Scheu vor den leichten und so oft verhängnisvollen Beziehungen zum anderen Geschlecht gehabt hätte, denen ein hübsches, junges Mädchen, noch dazu und ganz besonders in Berlin, rasch erliegen kann. Jenny hatte — und das war entscheidend! — einen großen Respekt vor sich selber. Wie sie ihren Körper zärtlich liebte und pflegte, so betreute sie ihren Charakter, und sie brachte es fertig, ohne große Reflexionen nach dem einzigen Grundsatz jener Ethik zu leben, der dem Menschen Selbstachtung zur Pflicht, Stolz zur Selbstverständlichkeit und Beherrschung zur Aufgabe macht.

Als der alte Feldwebel gestorben war, hatte seine Witwe außer ihrem blitzsauberen Haushalt und einer kärglichen Pension nur noch zwei Hände, um sich und Jenny achtbar durchs Leben zu bringen. Es gelang ihr, indem sie von den vier Stübchen zwei vermietete, eines an eine Lyzeumslehrerin, die von Zigaretten und Schopenhauer lebte, und eines an eine Dame, die gegen ihren Mann einen aufregenden Scheidungsprozeß führte. Außerdem arbeitete Frau Wichler für ein großes Damenwäschegeschäft, und schließlich lieferte auch Jenny zwei Drittel ihres bei Görlitzer und Doppelmann verdienten Geldes ab. Die beiden Frauen schlugen sich gerade so durch, und wenn es auch nicht zu Kino und Tanzbar langte, so konnte sich Jenny doch das Lieferungswerk: „Wie erhalte ich mich jung, schön und schlank?" leisten, nach dessen Regeln sie jeden Abend eine Stunde lang trainierte. Einmal fragte sie die Lyzeumslehrerin, warum sie das täte. „Für mich!" entgegnete Jenny. „Platonik des Platonismus!" erwiderte die Lehrerin und verschwand.

Bei dieser Einstellung Jennys zum Leben darf es wundernehmen, daß wir es wagen, sie in den Mittelpunkt der merkwürdigen und verblüffenden Ereignisse zu stellen, die im folgenden geschildert werden sollen. Und wenn sich hin und wieder der Leser fragen sollte, ob bei gegebenen Verhältnissen unsere Darstellung nicht allzuweit vom Möglichen, ja sogar vom Wahrscheinlichen sich entfernt, so ist dem entgegenzuhalten, daß es nach Flaubert weniger auf das Kopfschütteln des Lesers, als vielmehr auf die Befriedigung des Autors ankommt, es hervorgerufen zu haben.

2.

Eines Tages im Juni war Herr Doppelmann persönlich im Geschäft. Dieses Ereignis rief durch seine Seltenheit starre Sensation hervor. Gab es doch langjährige, ja sogar ergraute Angestellte, die an die Existenz des Herrn Doppelmann überhaupt nicht glaubten, ihn für die Erfindung einer bizarren Laune Görlitzers hielten, für einen Firmenschnörkel, für eine Legende. Gesehen in des Wortes eigentlicher Bedeutung hatte ihn im Geschäft überhaupt noch niemand. Nur gehört hatte man von ihm, und zwar in Fabeln, die die Pracht eines Maharadscha in Schatten gestellt hätten. Die einen wußten, daß Herr Doppelmann in Paris oder Nizza oder Funchal lebe, die anderen machten ihn zum Teilnehmer an waghalsigen Expeditionen zu den Quellen des Amazonas, alle aber glaubten daran nicht und erzählten diese Geschichten nur, weil den Menschen nichts größeren Spaß macht, als die Phantasie auf Reisen zu schicken. Die Wahrheit aber war, daß Herr Doppelmann in der Nähe von Garmisch ein villenartiges Schloß bewohnte, keinerlei Verkehr unterhielt, die Welt als einen für ihn nicht existierenden Begriff von sich wies und immer müde war.

An jenem Junitage nun also kurz vor Geschäftsschluß hielt vor der Bronzetür von Görlitz und Doppelmann ein schlechthin fabelhaftes Kabriolett, scheinbar ohne Insassen. Als aber der Chauffeur den massiven Schlag öffnete, stieg behutsam ein Etwas heraus, in einen mausgrauen Sportanzug letzten Stils gekleidet, eine gleichfarbige Mütze auf dem Kopf. Stieg heraus auf zwei erschreckend dünnen Beinen und erweckte den Eindruck eines vierzehnjährigen Knaben mit schlechter Verdauung. Sonderbar schien, daß der Knabe ein kurzgeschnittenes graues Schnurrbärtchen und hunderttausend Runzeln in der schlaffen, fahlen Gesichtshaut hatte. Um es kurz zu machen: der Knabe war Herr Doppelmann, und sein Name war eitel Hohn. Schon Viertelmann wäre Übertreibung gewesen.

Der Chauffeur öffnete die Bronzetür, der Groom zog die Kappe, Herr Löwe salutierte und fragte, wohin der Herr wünsche. Empfang, Teeraum, Anprobe? „Kontor!" sagte Herr Doppelmann, und es klang, als erwache er aus tausendjährigem Schlafe. Herr Löwe stutzte. Am Ende wollte dieses „Nischt aus Lust", wie er Herrn Doppelmann in Unkenntnis von dessen Bedeutung innerlich betitelte, Offerte machen? Herr Löwe nahm eine abweisende Haltung ein und sah, Hohn in den Mundwinkeln, auf Herrn Doppelmann herunter, der ziemlich begossen wirkte mit seiner scharfrückigen, viel zu großen, melancholischen Nase und den glieren Augen, die geistesabwesend ins Leere starrten wie in eine Eiswüste.

„Woll'n wohl Scheff sprechen?" fragte Herr Löwe näselnd.

Herr Doppelmann erwiderte festgefroren, ja, er wolle den Chef sprechen.

„Woll keen Jlück haben!" Herr Löwe feixte unverhohlen. „Offerten müssen schriftlich injereicht wern!"

„Offerten?" Herr Doppelmann machte ein Gesicht, als höre er zum allerersten mal von diesen für das Geschäftsleben unerläßlichen Maßnahmen. „Ich bin Herr Doppelmann!"

„O Pahdong, o Pahdong!" fuhr Herr Löwe zusammen und riß mit Schwung die Tür zum Fahrstuhl auf, während der Groom vor unterdrücktem Lachen zu platzen drohte. „Bitte sehr, Herr Doppelmann, bitte sehr, keene Ahnung gehabt, daß überhaupt — — nicht wahr — — bitte sehr, o Pahdong!" Aber Herr Doppelmann hörte gar nicht auf ihn, sondern saß im Halbschlummer auf dem Bänkchen und starrte in Eiswüsten.

Die Nachricht von dem höchsteigenhändigen Vorhandensein des zweiten Bestandteils der Firma raste wie ein Lauffeuer durchs Haus. Sogar Herr Stropp eilte ins Kontor hinauf, wo eben Herr Görlitzer Herrn Doppelmann mißmutig begrüßte.

„Was wollen Sie hier?" fuhr er den niedergerittenen „Direktor" an.

„N— . . . nichts . . . ich wollte nur . . . ich dachte . . ."

„Sie und denken! So seh'n Sie aus! Raus!" schrie Herr Görlitzer, und Herr Stropp vernebelte eilends.

„Seit wann sagst du zu deinem Vetter Sie?" fragte Herr Doppelmann müde. Er saß in einem der enormen Klubsessel aus Büffelleder und war bis auf den Knopf seiner Sportmütze unsichtbar, weshalb ihn Herr Stropp nicht wahrgenommen hatte und zu Frau von Cornelius meinte, es sei total ausgeschlossen, daß Doppelmann existiere.

„Seit wann? Seit der Benzolgeschichte, du weißt doch!" erwiderte Herr Görlitzer. Herr Doppelmann wußte gar nichts, aber es war ihm auch völlig gleichgültig. Er lehnte die ihm angebotene Zigarette ab, klemmte sich statt dessen eine Gewürznelke zwischen die Zähne und zog sich völlig in sich zurück.

„Also bitte, was ist? Ich habe alle Hände voll zu tun, und du kommst ausgerechnet von Garmisch zu mir, um dein Nachmittagsschläfchen zu halten!" Herr Görlitzer, ein stämmiger, untersetzter Herr mit Neigung zu Apoplexie, ergrimmte rötlich.

„Reg' dich nicht auf!" erklang es aus den Tiefen des Klubsessels. „Ich weiß, am liebsten wär' dir, wenn ich auf dem Nordpol wäre!"

„Mein lieber Doppelmann, wenn du dich über den Nordpol unterhalten willst, geh zu Amundsen, der wird dir da von Nutzen sein können. Ich . . ."

„Aber du vergißt", fuhr Herr Doppelmann unbeirrt fort, „daß schließlich doch mein Vater dem deinigen die Gelder zur Geschäftsgründung gegeben hat, und daß im

Vertrag steht, daß mein Vater und seine Erben das Recht haben, lebenslänglich mit 50 Prozent an den Einnahmen beteiligt zu sein, gleichviel, ob sie laute oder stille Teilhaber sind!"

„Du, Doppelmann, bist sehr still. Gegen dich ist's Mausoleum 'ne Kindertrompete!"

„Ich bin gekommen . . ."

„Ja leider!"

„Weil Mildred ein paar von den neuesten Originalmodellen will!"

Hier sei eingewoben, daß diese Mildred Doppelmanns Gemahlin war. Eigentlich hieß sie Marta, aber sie nannte sich Mildred, ohne diesem Namen gerecht zu werden.

„Originale für Mildred?" fragte Herr Görlitzer und riß die Augen auf. „Warum nicht?" achselzuckte er und fügte innerlich hinzu, daß kein Pariser Original mit schiefen Hüften gearbeitet werde.

„Ich hätte deswegen ja nun wohl auch schreiben, telegraphieren oder telephonieren können," philosophierte Herr Doppelmann, „aber du mußt mir deine schickste Probierdame mitgeben. Mildred legt Wert darauf, daß ihr die Sachen erstklassig vorgeführt werden. Von einer tadellosen Figur. Wie du weißt . . ."

„Ich weiß, Doppelmann, ich weiß!" Herr Görlitzer winkte mitfühlend ab. „Tut mir leid, Doppelmann. — Also gut, erstklassige Probedame — hm — da wäre nur — — —" Schon hielt er das Mikrophon des Hausapparates in der Hand. „Teeraum" meldet sich und wird angewiesen, sofort die Kleine, die Dingsda, die Brünette, die — na — ja — richtig — also dieses Fräulein Wichler schleunigst in die „Verwaltung privat" zu schicken.

„Wirst staunen, Doppelmann, so was von Taille gibt's nicht mehr!" sagte Görlitzer, während er den Hörer niederlegte.

„Ah", miaute Doppelmann und nahm eine zweite Gewürznelke aus dem goldenen Döschen in der Westentasche.

Gleich darauf klopfte es und Jenny trat herein. Sie war schon zum Fortgehen angezogen und sah in ihrem weißen Seidenfähnchen mit roten Stickereien, dem feschen weißen Strohhut, den weißen Seidenstrümpfen und roten Flechtschuhen wirklich entzückend aus. Gerade war es ihr gelungen, die Kirsche zu verschlucken, an der sie geknabbert hatte, als der Befehl Görlitzers ihr übermittelt wurde. Die Gehaltserhöhung! Rot vor Freude war sie hinaufgeeilt und hatte vergessen, den Kern zu entfernen, der sie jetzt zwischen Zunge und Zahnfleisch sehr belästigte.

„Herr Görlitzer wünschen?" fragte sie behindert.

„Also, Fräulein Wichler, die Sache ist die: Sie müssen nach Garmisch zu Frau Doppelmann reisen und der Dame einige unserer Originalschöpfungen — — —"

„Alle", ertönte es dumpf aus dem Sessel. Jenny fuhr jäh zusammen und hätte beinahe den Kern verschluckt. Was war das? War der Sessel verhext, oder redete Herr Görlitzer Bauch? Sie wich etwas zurück.

„Also gut, alle Originalschöpfungen!" rief Herr Görlitzer wütend dem Sessel zu und wandte sich wieder an Fräulein Wichler. „Können Sie mit dem Nachtschnellzug noch reisen?"

„Fährt mit mir morgen früh im Auto!" ließ sich der Sessel vernehmen.

„Ja, ich verstehe gar nicht," nuschelte Jenny infolge des Kirschkerns und bekam ganz ängstliche Augen. War das etwa ein Grammophon oder ein Radio?

„Was verstehen Sie nicht?" erboste sich Herr Görlitzer. „Was krebsen Sie da an der Tür rum? Und 'n Zungenfehler haben Sie auch!"

„Ich habe keinen Zungenfehler!" verteidigte sich Jenny, aber ohne Erfolg, denn selbst ein Sachverständiger hätte beschworen, daß sie einen Zungenfehler habe. „Ich weiß nur nicht — das — das ist so unheimlich — — —"

„Was ist unheimlich?" Herr Görlitzer lief ponceaurot an. „In meinem Geschäft ist kein Spiritismus. Aber Sie scheinen nicht nach Garmisch zu wollen — — gut, wird eben Fräulein Wasweißich fahren — —"

„Doch doch, ich will ja fahren, gern fahren," krächzte Jenny um den infamen Kern herum „ich weiß nur nicht, wer da spricht — —" Und sie wies mit einem allerliebsten Zeigefinger, dessen Nagel blitzte, auf den Sessel.

„Ach so!" Görlitzer lachte, „Pardon! Darf ich vorstellen? Herr Doppelmann, Fräulein Küchler!"

Worauf Herr Doppelmann die Sportmütze über dem Kopf hob, so daß sie jäh aus den Wülsten des Klubfauteuils auftauchte, wie der Kaspar aus der Streichholzschachtel und ebenso jäh wieder verschwand.

„Ja, mein Gott," Jennys kindliche Neugier war geweckt. Sie ging rasch auf den Sessel zu. Da saß vergraben und verloren, eng an die Seitenlehne gedrückt, Herr Doppelmann und sah sie an — — starr und leblos wie ein Joghi. Jenny wollte einen kleinen erschreckten Schrei ausstoßen und verschluckte in der Eile den Kirschkern.

„Das ist Herr Doppelmann?" fragte sie fast ehrfürchtig und ohne jede Zungenschwäche, „wir dachten alle, das wäre nur — nur so eine Romanfigur — — —"

Sie schwieg erschrocken. Jetzt flog sie unrettbar hinaus. Aber Herr Görlitzer lachte nur. Lachte, daß der wohlgenährte Leib unter der weißseidenen Weste Foxtrott tanzte.

„Doppelmann, was sagste dazu? Du und 'ne Romanfigur! Du bist 'n Minnesänger, Doppelmann, 'ne romantische Schaute! Nein, was muß ich lachen!" Er trocknete sich die schwimmenden Augen. „Sie haben Witz, Fräulein Sprichler!"

„Wichler, bitte!", korrigierte Jenny vergnügt. Gott sei Dank, sie flog nicht.

„Von mir aus!" billigte Herr Görlitzer. „Romanfigur! Doppelmann! Nu — da bin ich 'n Klassiker!" Er wälzte sich wieder in Lachkrämpfen. „Und der Zungenfehler ist auch weg!" wandte er sich wieder an Jenny.

„Es war ja nur ein Kirschkern!" belehrte ihn Jenny.

„'n Kirschkern!" Görlitzer lachte schon wieder. „Heute ist 'n Glückstag! Erst ist Doppelmann 'ne Romanfigur, und dann 'n Kirschkern 'n Zungenfehler. Soll mich gar nicht wundern, wenn aus den faulen Wechseln der Gräfin Heydekamp 'n Reichsbankdiskont wird. Na — im Ernst, Fräulein — wie war's gleich? — ah, weiß schon, Michler, Sie haben ja gehört. Wann soll die Reise losgehn, Doppelmann?" Görlitzer prustete wieder los.

„Morgen früh um sieben Uhr. Start Hotel Adlon!" erwiderte Doppelmann dumpf aus seinen Polstern. Er hatte die ganze Zeit starr, stumm und steif dagesessen und an seiner Gewürznelke gesogen.

„Ja — du willst doch nicht etwa im Hotel wohnen?" fragte Görlitzer formell und sehr ängstlich, der stille Sozius könne es sich am Ende doch vielleicht überlegen.

Aber Doppelmann dachte nicht daran, und Görlitzer unternahm nichts, um ihn von seinem Entschluß abzubringen.

„Dann ist's gut, Fräulein Schwichler, dann seien Sie mal morgen früh pünktlich um sieben Uhr am Adlon. Spesen zu Lasten der Firma!" Er winkte Jenny jovial mit der Hand Abschied zu, und Fräulein Wichler verließ stolz und freudegerötet das Privatkontor.

„Na, Doppelmann, was sagst du zu dem Mädel? Sache, was, alter Höhlenlurch?"

„Wieso?" fragte Herr Doppelmann, der keine Ahnung hatte, wie Jenny aussah.

Görlitzer zuckte mitleidig, aber voll Verachtung die Achseln. Dann gab er Frau Grebitz Anweisung, die teuersten und schönsten Originalmodelle zur Verfügung des Herrn Doppelmann zu halten und setzte sich an seinen Schreibtisch, um nun endlich die Post zu erledigen.

„Siehst du, Doppelmann", sagte er, die Briefe unterzeichnend, „das ist noch das einzige, was mir Freude im Geschäft macht, so'n junges, unverdorbenes Mädel, das nicht auf den Kopf gefallen ist. Wenn ich dran denke, wie sie dich 'ne Romanfigur genannt hat. Du darfst ihr das nicht übelnehmen, Doppelmann, was versteht so'n Mädel — —"

Aber Herr Doppelmann war schon längst aus dem Zimmer geglitten, ein kleiner, grauer Schatten, und Herr Görlitzer sprach in die Luft. Als er es endlich merkte, schüttelte er den Kopf, und mit einer aus Grimm und Verachtung gemischten Empfindung dachte er daran, daß der Vertrag, den der selige Görlitzer mit dem seligen Doppelmann getätigt hatte, ihn zwang, einen lächerlichen Idioten und eine schiefe Mildred zu unterhalten. Und er unterschrieb den letzten Brief so wütend, daß die Tinte kleckste.

(Fortsetzung folgt.)

Das unfehlbare Mittel.

Von Arkadi Awertschenko.

Ich hatte eine junge, hübsche, seelensgute, blondlockige Frau. Eines Tages lag meine Frau auf dem Diwan und las irgendein Buch. Ich stand vor dem Spiegel und versuchte meinen Kragen zuzuknöpfen, aber ich brachte es nicht fertig. Wie ich auch zerrte, die beiden Enden wollten nicht zusammengehen. „Verflucht!" rief ich wütend und riß so heftig an dem Hemd, daß das Knopfloch riß.

„Zum Teufel . . . da haben wir die Bescherung. Das einzige Hemd." Ich ging zu meiner Frau und sagte bittend: „Schatz, sei so lieb und nähe mir das Knopfloch zusammen!"

Meine Frau las ruhig weiter und sagte nach einer Pause, ohne aufzublicken: „Nein, lieber Freund, ich werde das nicht machen!"

„Was heißt, nicht machen?" rief ich nervös.

„Aus Prinzip. Näh dir selbst das Knopfloch zu!"

„Aber Schatz, ich kann doch nicht nähen. Du weißt es ja."

„Ja," sagte sie und senkte ihr Köpfchen, „und deshalb mußt du es selbst machen. Gewiß, ich könnte dir ja das Knopfloch selbst zunähen, aber schau, Schatzi, ich werde doch nicht ewig leben. Und wenn ich sterben werde, so wirst du allein, ganz verlassen auf der Welt stehen, und wenn dir dann das Knopfloch reißen wird, wirst du es mit Leichtigkeit zusammennähen können. Deshalb will ich, daß du das Knopfloch allein reparierst."

Ich war von dieser Aufmerksamkeit gerührt, drückte meiner Frau die Hand und sagte bewegt: „Schatzi, du bist so gut . . . du denkst sogar an jene Zeiten, wo du nicht mehr unter den Lebenden weilen wirst. Wie soll ich dir für deine Liebe danken?"

Die Frau seufzte, erwiderte kein Wort und vertiefte sich wieder in ihr Buch. Ich nahm eine Nadel und Zwirn und begann zu nähen. Gegen Abend war das Knopfloch zusammengenäht.

*

Zu meinem Geburtstag schenkte mir ein Freund eine Krawattennadel mit einem Brillanten. Als ich diese Nadel meiner Frau zeigte, riß sie mir erschreckt die Nadel aus der Hand und rief: „Nein, du darfst diese Nadel nicht tragen!"

Ich fragte erblassend: „Schatzi, weshalb nicht? Warum soll ich diese Nadel nicht tragen?"

Sie schaute mich an und erwiderte erregt: „Nein, nein, unter keinen Umständen. Wenn du diese Nadel trägst, droht dir ständig Gefahr. Die Nadel kann einem Taschendieb auffallen, er kann dir irgendwo auflauern, er kann dich überfallen, mißhandeln . . . dir die Nadel nehmen, dich töten."

„Was soll ich denn mit der Nadel machen?" fragte ich verzagt.

Sie dachte einen Augenblick nach und sagte dann lächelnd: „Schatzi, ich weiß einen Ausweg. Ich werde mir aus der Nadel eine Brosche machen lassen. Diese Brosche wird ausgezeichnet zu meinem blauen Kleid passen!"

Ich erwiderte voll Schreck: „Kind, man kann auch dich überfallen." Da schaute sie mich mit ihren guten Augen an und rief: „Ausgeschlossen . .. mir passiert nichts. Die Hauptsache, Schatzi, daß du am Leben bleibst!"

Diese Güte entwaffnete mich und ich überreichte ihr schweigend die Nadel.

*

Eines Tages, als ich nach Hause kam und ins Schlafzimmer trat, fand ich auf dem Sessel einen Zylinder.

„Ein Herrenzylinder!" rief ich erstaunt. „Wie kommt ein Zylinder hierher? Wessen Zylinder ist denn das?"

„Das ist dein Zylinder!" sagte rasch meine Frau.

„Aber entschuldige Kind . . . ich trage nur weiche Hüte."

„Ich habe dir eine kleine Überraschung machen wollen und dir einen Zylinder gekauft. Du wirst ihn doch, da er ein Geschenk von mir ist, tragen? Ja?"

„Sehr aufmerksam, Kind", bemerkte ich, „laß mal den Zylinder anschauen. Kind, das ist ein getragener Zylinder!"

Sie legte ihren blonden Bubikopf auf meine Schulter, schmiegte sich sanft an mich und sagte ein wenig verlegen: „Siehst du, ich wollte dir ein Geschenk machen, die neuen Zylinder sind so teuer, da habe ich einen Zylinder zufällig sehr billig bekommen."

Ich schaute das Futter des Zylinders an: „Weshalb sind hier die Buchstaben I. L. D. Die Anfangsbuchstaben meines Namens sind doch A. T. A."

Sie errötete ein wenig und sagte dann zaghaft: „Das heißt: ich liebe dich!"

Habe ich nicht eine gute Frau?

*

„Nein ,du wirst keinen Wein trinken!"

„Weshalb denn nicht, Kind? Nur ein Gläschen."

„Unter keinen Umständen. Das könnte dir schaden. Wein verkürzt das Leben und ich möchte nicht so jung als einsame Witwe durchs Leben wandern. Setze dich hierher!"

„Weshalb?"

„Das Fenster ist offen. Es zieht, du kannst dich erkälten."

„Unsinn, ich fürchte mich nicht."

„Aber ich fürchte mich. Du kannst krank werden und sterben!"

„Deine Sorgen um mich sind rührend. Du bist wirklich eine gute Frau. Kind, gib mir ein Stückchen von der Torte!" — „Nicht einen Bissen. Mehlspeisen machen fett und das bleibt nicht ohne Wirkung auf die Gesundheit. Was werde ich ohne dich anfangen?"

Ich nahm schweigend aus der Tabatiere eine Zigarette.

„Laß die Zigarette!" rief meine Frau. „Wirf sie fort. Du weißt, daß Zigaretten schädlich für die Lunge sind."

„Aber Kind . . . eine einzige Zigarette!"

„Keine einzige . . . Wohin? Spazieren? Bitte, zieh den Herbstmantel an. Ohne Mantel darfst du nicht fortgehen."

Ich küßte ihre feinen, schmalen Hände und sagte bloß: „Du bist so gut . . ."

*

Oft stellte ich mir die Frage: „Wie soll ich ihr für all die Güte danken? Wie soll ich ihr beweisen, daß auch ich ein warmfühlendes Herz habe und sagte dann zu mir? „Weshalb bricht bei uns kein Brand aus? Weshalb dringen nicht in unser Haus Räuber ein? Sie würde sehen, wie ich sie aus den Flammen auf meinen Armen heraustrage, wie ich dann zusammenbreche . . . oder, wie ich, nachdem ich sie aus den Händen der Räuber gerettet habe, blutüberströmt zu ihren Füßen liege."

Aber dann tauchten praktische Gedanken auf: „Du bist ein Trottel, ein Egoist. Schön, du wirst sterben und sie wird dann eine arme, unversorgte Witwe bleiben. Nein, das darf nicht sein!"

Und da blitzte in meinem Hirn ein brillanter Gedanke auf: „Ich werde mein Leben auf 50 000 Dollar versichern und die Polize zugunsten meiner Frau ausstellen lassen!"

Am selben Tage suchte ich eine Versicherungsanstalt auf, erledigte alle Formalitäten, bezahlte die erste Prämie und am Abend überreichte ich meiner Frau die Polize. Nach drei Tagen überzeugte ich mich, daß mein ganzes Leben bisher ein nichts war, denn meine Frau überschüttete mich mit Liebesbeweisen. Sie war die reinste Aufmerksamkeit selbst.

„Schatzi," sagte sie, „willst du keinen Wein?"

„Danke", bemerkte ich unschlüssig, „ich habe heute schon getrunken."

„Was hast du getrunken? Bloß zwei Flaschen, viel zu wenig. Wenn dir der Wein schmeckt, so trink soviel du willst. Es ist ein Unsinn, zu entsagen. Und eine Torte habe ich auch für dich vorbereitet. Ja, und auf dem Schreibtisch findest du eine kleine Überraschung — eine Kiste mit schweren Havanna-Zigarren."

*

Seit dem Tage, da ich meiner Frau die Polize in die Hand gedrückt habe, lebe ich wie im Paradies. Ich esse die feinsten Torten, trinke die besten Weine, sitze beim offenen Fenster, gehe ohne Mantel fort, rauche die schwersten Zigarren, 30 Zigaretten täglich und meine Frau sagt kein Wort.

Ist sie kein guter Kerl?

Lieber Leser! Wenn Sie vielleicht verheiratet sind und auch glücklich sein wollen, dann lassen Sie sich zugunsten Ihrer Frau versichern und Sie werden dann das herrlichste Leben führen.

Bunte Chronik

*** Hühner als Lebensretter.** Es kommt nicht selten vor, daß die Haustiere, mit denen der Mensch zusammen lebt, in Fällen dringender Gefahr zu Rettern werden. Berühmt ist ja die historische Erzählung von der Rettung der Römer durch die Gänse auf dem Kapitol, und so haben kürzlich verwandte Tiere, nämlich Hühner in dem französischen Dorfe Malestroit eine Frau vor dem Feuertode gerettet. Gegen 3 Uhr morgens brach in dem einsam gelegenen Hause Feuer aus, das jedoch von der alten Frau nicht bemerkt wurde. Die Hühner wurden von dem Rauch belästigt und schlugen auf ihre Weise Alarm. So wurde das Feuer noch rechtzeitig bemerkt, und es gelang der alten Frau, sich zu retten und noch zur rechten Zeit die Dorffeuerwehr herbeizurufen.

*

*** Die Seife im Bergwerk.** In der nordöstlichen Küstengegend des Schwarzen Meeres befindet sich ein Bergwerk, das in seiner Art wohl ziemlich einzig dasteht. In diesem Bergwerk fördert man nämlich ein Mineralgemisch zutage, das, aus kohlensaurem Kalk, Magnesia, Kieselerde und Eisenoxyd bestehend, sich ganz vorzüglich als Seife verwenden läßt, und von den Tartaren, und zwar unter dem Namen „Kil", auch als solche benützt wird. Die graue seifenähnliche Masse schäumt im Wasser genau wie wirkliche Seife und reinigt auch wie diese, so daß sie neuerdings sogar als Toilettenseife verarbeitet wird. Zu diesem Zweck wird die „Steinseife" aber erst einem besonderen Prozeß unterworfen, indem man ihr durch Erhitzen alle feuchten und flüchtigen Bestandteile entzieht.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.